

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o 30.

Siebenter Jahrgang.

25. Juli 1863.

An mein Krain.

Willkommen Krain! Am Markstein sint' ich nieder
Und küsse dich, geliebte Heimaterde,
Dein ist mein Blut und jegliche Geberde,
Dir schlägt mein Herz, dir perlt die Thräne wieder!

Ich war ein Kind, dort saß ich unter'm Flieder,
Da scholl in mir das schaffende: Es werde,
Zog mich hinaus auf raschem Flammenpferde,
Und durch die Welt erklangen meine Lieder!

Fort stürmt' ich, misät fort im wilden Drange,
Da hat es mich zum Vaterland getrieben,
Zu meinem Lieb', das ich vermißt so lange. —

Doch was einst groß, ist wirzig nun geblieben,
Ich fand verkauft, verrathen längst mein Lieben,
Ein schriller Mission geht in meinem Sange!

Laibach.

Wäinich Lam.

Croisilles.

Novellette.

(Fortsetzung.)

Webersprudelnde junge Leute pflegen einen sehr glücklichen Charakterfehler zu haben; sie verzeihen schnell, bedürfen aber oft gar keiner eingehenden Tröstungen, weil sie sich mit überraschender Leichtigkeit jeder Zerstreuung hingeben und für dieselbe empfänglich sind. Mit Unrecht hält man sie dann für gefühllos oder engherzig; sie empfinden im Gegentheil lebhafter als Andere und sind dabei im Stande, sich in schweren Momenten sofort eine Kugel durch den Kopf zu jagen; sind aber solche Momente einmal vorüber und sie noch am Leben, so kann man sie dann wie gewöhnlich zu Tische gehen sehen, was sie übrigens nicht hindern wird, beim zu Bette gehen neuerdings Thränen zu vergießen. Freude und Schmerz gleiten nicht ab an ihnen, sondern durchdringen ihr ganzes Wesen, gleich den vom Bogen losgeschossenen Pfeilen; ihr treffliches Naturell kann leiden, aber nicht lügen; ihre Brust ist durchsichtig, nicht wie gebrechliches Glas, wohl aber wie der felsenharte Bergkrytall.

Croisilles hatte mehr als ein Glas geleert und ging nach Tische nicht in den nassen Tod, sondern mit Jean in die Comödie. Dort zog er den Weidenstrauß hervor, den ihm Fräulein Godeau am Morgen in so bedeutungsvoller Weise gegeben hatte, roch daran und dachte mit Geistesruhe an das in

den Frühstunden erlebte Abenteuer. Nach einiger Ueberlegung wurde ihm auch der wirkliche Sachverhalt klar, daß nämlich das junge Mädchen, als sie ihr Bouquet in seine Hände gelegt und nicht wieder zurückzunehmen gewollt hatte, Willens gewesen war, ihm ein Zeichen ihres Mitgefühls zu geben; in jedem andern Falle hätte die Weigerung und ihr Schweigen ein Beweis von Verachtung sein müssen, eine Voraussetzung, die geradezu unmöglich war. Demnach mußte sich Croisilles für überzeugt halten, daß ihr Herz milder hart, als das ihres Vaters war; in dieser Ueberzeugung konnte er sich nun auch ohne sonderliche Anstrengung daran erinnern, daß aus ihren Zügen, während sie durch den Salon gegangen war, eine Aufregung gesprochen hatte, die um so wahrer war, als sie unwillkürlich gewesen sein mußte. Nun fragte es sich aber, ob der Grund dieser Aufregung Liebe oder bloß Mitleid, oder irgend ein allgemeines Humanitätsgefühl war. Bangte dem Fräulein vor seinem, vor Croisilles Tode nämlich, oder mochte sie nur überhaupt nicht die unwillkürliche Ursache des Todes was immer für eines Menschen sein.

Obwohl das Bouquet verwelkt und zur Hälfte entblättert war, so hatte es doch noch einen so süßen Duft, daß Croisilles, während er es besah und beroch, sich ermuthigender Hoffnungen nicht entschlagen konnte. Um die Weichen waren einige Rosenknospen guirlandenartig gebunden. Ein Orientale würde in der Sprache dieser Blumen die Enträthselung der süßesten Mysterien gefunden haben. Aber auch Occidentalen wissen unter Umständen den Selam zu lesen. Blumen, die aus der Hand eines schönen Mädchens kommen, sind weder im Orient noch im Occident stumm, namentlich dem Liebenden gegenüber nicht, dem sie gar anmuthige Dinge vertrauen. Wohlgerüche haben mehr als eine Analogie mit der Liebe und es gibt sogar Leute, die da behaupten wollen, die Liebe selbst sei nur eine Art wohlriechenden Duftes; freilich ist die Blume, welche diesen Duft spendet, die schönste der ganzen Schöpfung.

Während Croisilles in solcher Weise schwärmte und der über die Bretter gehenden Tragödie nur sehr geringe Aufmerksamkeit schenkte, wurde Fräulein Godeau in einer Loge sichtbar. Er ließ sich nicht im Entferntesten beifallen, daß sie nach dem am Morgen stattgehabten Vorgänge es zum Mindesten seltsam finden müßte, ihn am Abend im Theater zu erblicken. Er war im Gegentheil nach Kräften bemüht, sich ihr bemerkbar zu machen, was ihm jedoch durchaus nicht gelingen wollte. Eine Pariser Figurantin spielte im Theater von Favre die so schwie-

rige Rolle der „*Merope*“ und das Parterrepublikum stand so dichtgedrängt, daß *Croisilles* sich kaum rühren konnte. In Ermanglung eines Bessern mußte er sich daher damit begnügen, die Schöne fortwährend anzustarren und kein Auge von ihr zu wenden. Es entging ihm nicht, daß sie sehr übel gelaunt war, und die an sie gerichteten Fragen nur mit sichtlichem Widerwillen beantwortete. Selbstverständlich stand die Thüre ihrer Loge in den Zwischenacten keinen Augenblick still; die jungen Leute aus der bessern Gesellschaft waren unermülich in ihren Aufmerksamkeiten für das reizende Mädchen, das an diesem Abend noch mehr umdrängt und umwoben geworden wäre, hätte nicht der würdige Mann, ihr Vater, mit seiner enormen Persönlichkeit drei Viertel des Logenraumes ausgefüllt.

Croisilles bemerkte auch, daß sie weder den Vorgängen auf der Bühne, noch denen im Zuschauerraum irgend welche Aufmerksamkeit schenkte. Den Ellbogen auf die Logenbrüstung gestützt, das Kinn in die Hand gelegt, zerstreuten Blickes, sah sie einer Liebesgöttin im Anzuge einer Marquise gleich; die Pracht ihrer Toilette, die Schminke, unter der man die Blässe ihres Angesichts errathen konnte, alles das legte Zeugenschaft für die Gleichgiltigkeit ab, mit der sie die Comödie vor sich hinspielen ließ. Nie zuvor war sie *Croisilles* so reizend erschienen. Während des Zwischenactes gelang es ihm, sich dem Gedränge zu entwinden und er eilte sofort in den Logengang, um durch das Gläserfensterchen der Logenthüre zu gucken, der das Fräulein *Godeau* den Rücken zuwendete. Kaum hatte er jedoch dort Posto gefaßt, als seltsamer Weise das Mädchen, das die ganze Zeit über unbeweglich wie eine Statue gewesen war, sich umdrehte. Als sie seiner ansichtig wurde, zuckte sie zusammen und schenkte ihm nur einen flüchtigen Blick, um gleich wieder die frühere Stellung anzunehmen. Ob dieser Blick Ueber- raschung, Unruhe, Vergnügen oder Liebe ausdrückte, vermögen wir nicht zu sagen; ob er die Frage „wie, Sie sind nicht todt?“ oder den Ausruf: „Gott sei Dank, Sie leben noch!“ enthielt, können wir nicht bestimmen; gewiß aber ist, daß *Croisilles* unter dem Eindruck dieses Blickes sich zuschwor, entweder des Mädchens Liebe zu gewinnen, oder allen Ernstes zu sterben.

Von allen Hindernissen, die der Liebe in den Weg treten können, ist falsche Scham sicherlich eines der größten und mächtigsten; diesen leidigen Fehler, der aus Stolz und Schüchternheit hervorgeht, hatte *Croisilles* nicht; er gehörte nicht zu Jenen, welche um das Weib ihrer Liebe Monate lang umher schleichen, wie die Kaze um den im Käfig eingesperrten Vogel. Von dem Augenblicke an, in welchem er dem Wassertode entjagt hatte, war auch sein ganzes Augenmerk darauf gerichtet, seine liebe Julie wissen zu lassen, daß er einzig und allein für sie leben wolle; wie aber sollte er es anfangen, sie solches wissen zu lassen?“

An ein zweites Vorsprechen im Hause des Generalpächters durfte er nicht denken, da ihm der strenge Vater sicherlich die Thüre gewiesen haben würde. Eben so wenig hätte er einen Erfolg gehabt, Julien auf der Straße aufzulauern, da sie in den seltenen Fällen, in denen sie zu Fuß ausging, sich nie

ohne Begleitung einer alten strengen Mja sehen ließ. Die Nächte unter den Fenstern einer Geliebten zubringen, ist eine Thorheit, der sich Verliebte gern hingeben, die aber unter den obwaltenden Umständen auch erfolglos gewesen wäre. In der Kirche wollte *Croisilles* das Mädchen seines Herzens nicht aussuchen, dazu war er zu religiös erzogen. Er wählte daher den besten, wenn auch gefährlichsten Ausweg; er beschloß, derjenigen, der er sich weder nähern konnte, noch nähern durfte, zu schreiben. Selbstverständlich hätte man in dem Briefe vergebens nach einem logischen, geordneten Gedankengange gesucht; er war ungefähr folgendermaßen abgefaßt:

„Mein Fräulein!

Ich bitte Sie, mich ganz genau wissen zu lassen, wie reich man sein muß, um auf Ihre Hand Anspruch machen zu können. Es ist dieß wohl eine sehr seltsame Frage; ich liebe Sie aber so über alle Maßen, daß ich diese Frage stellen muß und Sie sind die einzige Person auf dieser Welt, an die ich sie stellen kann. Gestern Abend im Theater ist es mir vorgekommen, als wenn Sie einen Blick auf mich gerichtet hätten. Ich wollte in den Tod gehen und wünsche, es gethan zu haben, falls jener Blick nicht mir gegolten hat und ich mich getäuscht habe. Kann der Zufall grausam genug sein, einen Menschen in einer gleichzeitig so süßen und so traurigen Weise täuschen zu wollen? Ich bitte Sie, mir auch hierüber Aufklärung geben zu wollen. Gestern meinte ich, es sei Ihr Wunsch und Befehl, daß ich am Leben bleibe. Sie sind reich und schön; ich weiß das nur zu gut; Ihr Vater ist hochmüthig und geizig; Sie haben ein Recht, stolz zu sein; ich liebe Sie aber und alles übrige ist ein Traum. Nichten Sie Ihre herrlichen Augen auf mich; denken Sie an die Macht der Liebe, an meine Leiden, an Alles, wovon ich zagen und hangen muß; denken Sie endlich, daß es mir einen unsäglichen Genuß gewährt, Ihnen diesen albernen Brief zu schreiben, der mir vielleicht Ihren Zorn zuziehen wird; denken Sie aber auch, mein Fräulein, daß Sie nicht ganz ohne Schuld an meiner Albernheit sind. Warum haben Sie mir jenen Strauß gelassen? Verzeihen Sie sich, wenn Ihnen dieß möglich ist, einen Augenblick in meine Lage; ich wage zu glauben, daß Sie mich lieben und wage, Sie zu bitten, daß Sie mir es auch sagen. Verzeihen Sie mir meine Kühnheit, ich bitte Sie fufsfälligst darum. Jeden Tropfen Blut möchte ich darum geben, Sie nicht beleidigt zu haben, und sehen zu können, daß Sie mein Geständniß mit jenem himmlischen Lächeln aufnehmen, das nur Ihnen eigen ist. Was immer Sie aber auch beschließen mögen, so wird Ihr Bild in meiner Brust eingegraben bleiben, und nur derjenige, der mir das Herz aus dem Leibe reißt, wird dieses Bild aus meinem Innersten entfernen können. So lange Ihr Blick in meinem Innern lebt, so lange der Weichenstrauß einen Nest von Duft besitzt, so lange ein Wort hinreicht, um Liebe auszudrücken, werde ich die Hoffnung nicht aufgeben.“

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Geschichte Krain's.

I. Das Wocheiner Kloster.

Wenige Reisende, selbst Krainer, die von Welles gern einen Abstecher in das Wocheiner Thal machen, werden es wissen, daß in diesem Thal wahrscheinlich das älteste Kloster einst existirte. Wir sagen, wahrscheinlich das älteste, weil wir den 10. Brief des H. Hieronimus ad virgines Aemonenses im Gedächtnisse haben, sowie seinen 12. Brief an den Mönch Anton. Wir haben aber über das klösterliche Leben in Aemona keine Anhaltspunkte mehr, um etwas darüber zu sagen. Nach dieser Zeit dürfte das erste Kloster in Krain, so weit wir die Geschichte des Landes kennen, das in der Wochein sein. Wir glauben damit eine kleine Lücke in der Geschichte auszufüllen. Wir werden das Wenige, was darüber bekannt ist, hier mittheilen, weil alles, was wir mittheilen werden, selbst Geschichtsforschern von Krain mehr oder weniger unbekannt sein dürfte, da es einem Werke entnommen ist, das, wenigstens in Laibach, schwerlich im Lande stark verbreitet ist. Es ist die Geschichte der bischöflichen Kirche von Brixen in Tirol, Beiträge, welche Sinnacher in mehreren Bänden seit dem Jahre 1821 herausgab. Wenngleich Brixen in Krain schöne Besitzungen hatte und somit seine Geschichte auch einen Theil unserer Geschichte bildet, so ist sie doch weder von der Lycealbibliothek, noch von der des historischen Vereins angeschafft worden. Wir erwähnen hier dieses Factum nur aus dem einfachen Grunde, weil es Zeugniß ablegt, wie in der Geschichte längst aufgeklärte Punkte (so weit es nämlich möglich ist), mit der Zeit und einer neuen Generation in ein neues Dunkel treten, weil man im Lande vergißt, die vergangenen Quellenwerke anzuschaffen.

Schon in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat Resch, ein Brixener Priester, in einer Jubiläumsschrift ¹⁾ seines Bisthums Brixen folgende Angabe über das Wocheiner Kloster gegeben: Bemerkenswerth ist eine Urkunde, sagt Resch ²⁾, zu Folge welcher der Brixener Bischof Hugo aus einer Besitzung im Orte Cruskilach im Wocheiner Thale, an dem Ursprunge des Savesslusses, welches der edle Dietmar den Heiligen Cassianus und Ingenius übergeben hat, wofür er ein anderes Landgut, ebenfalls im Patriarchate Aquileja, Wochina genannt, erhalten, ein Kloster gestiftet hatte, für Mönche, die nach der Ordensregel lebten. Der von ihnen erwählte Abt sollte jedoch vom Brixener Bischof erhalten werden. Geschehen zur Zeit des Patriarchen Dudalricus des Jahres 1120, unter der Regierung Heinrich IV., unter Bischof Hugos, im 3. Jahre nach seiner Wahl.“ Resch bezeichnet genau den Fundort seiner Notiz, nämlich ein Saalbuch ³⁾. Resch's genanntes Werk, sowie mehrere andere Werke desselben Verfassers, sind für die Geschichte Brixens Quellenwerke, und alle Geschichtsschreiber und Geschichtsforscher des Brixener Bisthums ehren ihn durch vielfache Citate. Nach Resch und schon im 19. Jahrhundert gab der Geschichtsforscher von Tirol, Hormayr, in einem seiner Werke den vollständigen lateinischen Abdruck der Urkunde, welche Resch in einem Saalbuche fand und die Hormayr im Archive Brixens fand. Diese Urkunde aus Hormayr ⁴⁾ benützte Richter in einem Aufsätze, wenn wir nicht irren, über Welles im Jahre 1822. Da das „Mlyrische Blatt“ auch schon unter die seltenen Werke gehört, so geben wir hier auch Richters Notiz. Sie kann ein kleines Beispiel sein, wie Richter schrieb; er sagt: „So findet sich in des Freih. v. H. Beitrag eine Urkunde aus dem Brixener Archive, vermöge welcher ein gewisser Dietmar sein Praevium Cruskilach (deutsch Birnbaum, Pirnbaum, Pirae, Castrum de Piris, Herrn von Piris, Pirso; im 15. Jahrhunderte war ein solcher Herr von Pirso Hauptmann in der Metfik) aus Liebe zu Gott und zur Sühnung seiner Sünden und Vergütung alles Schadens, den er dem Gotteshause Brixen zugefügt, für die Gründung eines Klosters, der Abtei ad Pyrum herbeschenkt. Bischof Hugo von Brixen vermehrte diese Stiftung durch den Ort Wochina in der Wochein. Es soll dieses 1120 zc. ⁵⁾; im 2. Band seiner Beiträge zur Geschichte Brixen, die auch 1822 erschien, behandelt Sinnacher die Regierung des Bischofs Hugo, wobei er auch dieses Kloster Cruskilach berühren mußte. Ehe wir darüber etwas mehr mittheilen, wollen wir sehen, wie Richters Notiz in späterer Zeit in Krain fruchttragend wurde. In den Mittheilungen des historischen Vereins vom Jahre 1860 steht unter andern Regesten auch folgende: 1120 31. October Hugo, Bischof von Brixen, die Willensmeinung der Edlen Dietmar und Conrad erfüllend, stifteten das Kloster Brudilach im Wocheiner Thale, im Patriarchate Aquileja. Als Quelle wird auch Hormayr citirt. Auch im Archiv von Klun finden wir eine kurze Nachricht ⁶⁾. Zwei Jahre darauf erinnerte der verstorbene Professor Metelko in einer Monats Sitzung ⁷⁾ wieder an dieses Kloster. Er knüpfte seinen Vortrag an eine Runenschrift, die schon in Costa's Reiseerinnerungen abgedruckt war. Metelko konnte sie nicht lesen, auch Professor Grigorovic nicht, welcher nur so viel herausbrachte, daß die Inschrift von einem Kloster handle. Diese Deutung wurde nun mit der schon erwähnten Regeste zusammengebracht. Die Versammlung hatte damals für diese Inschrift so ein Interesse gefaßt, daß man den Wunsch aussprach, es möge die kaiserliche Academie in Wien i: Erklärung des so höchst interessanten Monogramms, zu dessen richtiger Lösung in Laibach die wissenschaftlichen Hilfsmittel fehlen, in die Hand nehmen. An diese Runen wurden wir aber von Morlot, in einer Abhandlung der geologischen Reichsanstalt ⁸⁾, wieder erinnert. Zugleich wurde aber auch auf 2 Denksteine hingewiesen, deren Deutung Morlot nicht richtig geben konnte, da ihm die Existenz des Klosters unbe-

forscher von Tirol, Hormayr, in einem seiner Werke den vollständigen lateinischen Abdruck der Urkunde, welche Resch in einem Saalbuche fand und die Hormayr im Archive Brixens fand. Diese Urkunde aus Hormayr ¹⁾ benützte Richter in einem Aufsätze, wenn wir nicht irren, über Welles im Jahre 1822. Da das „Mlyrische Blatt“ auch schon unter die seltenen Werke gehört, so geben wir hier auch Richters Notiz. Sie kann ein kleines Beispiel sein, wie Richter schrieb; er sagt: „So findet sich in des Freih. v. H. Beitrag eine Urkunde aus dem Brixener Archive, vermöge welcher ein gewisser Dietmar sein Praevium Cruskilach (deutsch Birnbaum, Pirnbaum, Pirae, Castrum de Piris, Herrn von Piris, Pirso; im 15. Jahrhunderte war ein solcher Herr von Pirso Hauptmann in der Metfik) aus Liebe zu Gott und zur Sühnung seiner Sünden und Vergütung alles Schadens, den er dem Gotteshause Brixen zugefügt, für die Gründung eines Klosters, der Abtei ad Pyrum herbeschenkt. Bischof Hugo von Brixen vermehrte diese Stiftung durch den Ort Wochina in der Wochein. Es soll dieses 1120 zc. ²⁾; im 2. Band seiner Beiträge zur Geschichte Brixen, die auch 1822 erschien, behandelt Sinnacher die Regierung des Bischofs Hugo, wobei er auch dieses Kloster Cruskilach berühren mußte. Ehe wir darüber etwas mehr mittheilen, wollen wir sehen, wie Richters Notiz in späterer Zeit in Krain fruchttragend wurde. In den Mittheilungen des historischen Vereins vom Jahre 1860 steht unter andern Regesten auch folgende: 1120 31. October Hugo, Bischof von Brixen, die Willensmeinung der Edlen Dietmar und Conrad erfüllend, stifteten das Kloster Brudilach im Wocheiner Thale, im Patriarchate Aquileja. Als Quelle wird auch Hormayr citirt. Auch im Archiv von Klun finden wir eine kurze Nachricht ³⁾. Zwei Jahre darauf erinnerte der verstorbene Professor Metelko in einer Monats Sitzung ⁴⁾ wieder an dieses Kloster. Er knüpfte seinen Vortrag an eine Runenschrift, die schon in Costa's Reiseerinnerungen abgedruckt war. Metelko konnte sie nicht lesen, auch Professor Grigorovic nicht, welcher nur so viel herausbrachte, daß die Inschrift von einem Kloster handle. Diese Deutung wurde nun mit der schon erwähnten Regeste zusammengebracht. Die Versammlung hatte damals für diese Inschrift so ein Interesse gefaßt, daß man den Wunsch aussprach, es möge die kaiserliche Academie in Wien i: Erklärung des so höchst interessanten Monogramms, zu dessen richtiger Lösung in Laibach die wissenschaftlichen Hilfsmittel fehlen, in die Hand nehmen. An diese Runen wurden wir aber von Morlot, in einer Abhandlung der geologischen Reichsanstalt ⁵⁾, wieder erinnert. Zugleich wurde aber auch auf 2 Denksteine hingewiesen, deren Deutung Morlot nicht richtig geben konnte, da ihm die Existenz des Klosters unbe-

¹⁾ H. Kritisch, diplom. Beiträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter. 1. Band, 2. Abtheilung, pag. 85, Nr. 40.

²⁾ Mlyr. Blatt 1822, pag. 47.

³⁾ II. Heft, pag. 17. Als Quelle finden wir ein einfaches H. Dieser Buchstabe soll aber nach der Einleitung unter den Abkürzungen Archiv für Süddeutschland bedeuten, wo wir diese Regesten nicht kennen. Wir vermuthen aber, daß sie dem Richter entnommen wurde.

⁴⁾ Mitth. 1856, pag. 81.

⁵⁾ Jahrgang 1850, pag. 20, 7 ff.

¹⁾ Josef Resch, Aetas Millenaria Ecclesiae Aguntinae in Norico Sive Inticoensis in Tyroli. Brixinae 1772.

²⁾ l. c. pag. 107.

³⁾ Cod. Traditionum B. f. 112.

kannt war. Morlot sagt: Man erzählt, daß in Gradaz ein Kloster gestanden, wozu gar kein Grund vorhanden sei, als allenfalls die Erscheinung der 2 in der Kirche von Bitnje eingemauerten Steine, welche Josef und Maria vorstellen und von der Spitze des verschanzten Hügel¹⁾ herzurühren scheinen. Aber daraus würde nur hervorgehen, daß wahrscheinlich der Befehlshaber dieser Station zur Römerzeit ein Christ gewesen war, was um so eher möglich ist, als es nach Hormayr schon im 3. Jahrhundert in Cilli Christen gab.

Hätte etwas Klosterähnliches in der Wochein bestanden, so würden wir gewiß darauf bezügliche urkundliche Angaben erhalten haben, und hätte es Balvaser kaum übergangen.

Ueber die zwei erwähnten Bilder sagt aber Morlot, daß hoch oben, außen an der Kirchenmauer, ziemlich nahe am Dache 3, etwa 2' im Quadrate, viereckige Steine eingemauert sind, welche offenbar älter sind, als die Kirche (nämlich Bitnje), und welche in ihrem ganzen Habitus an die römischen Leichensteine erinnern, nur passen die darauf dargestellten Figuren nicht dazu. Auf dem einen steht in einer Nische halb erhaben, wie sonst auf den römischen Leichensteinen so gewöhnlich, eine Frau mit dem Oberkörper bis zum Gürtel; sie hat lange, über den Rücken frei herabfallende Haare und eine Krone auf dem Kopfe. Das Bild, sagt Morlot, scheint ziemlich gut ausgeführt zu sein. Auf dem zweiten Steine sieht man einen Mann in einer Kutte, mit einem großen Kreuze in den Armen, in Größe und Stellung dem ersten Bilde entsprechend, so daß es schwer hält, hier den Josef und Maria des Christenthums nicht zu erkennen. Der 3. Stein endlich, auf der entgegengesetzten Seite der Kirche, hat in seiner Mitte nur einen großen Kopf, der wohl dem römischen Heidenthum angehören soll. (Schluß folgt.)

Eine Ciccata *).

Dieses schwer zu erklärende Wort bedeutet so viel als Schlächterei, im Sinne des Blutvergießens, und bezeichnet eine Volkssitte, welche aus Viterbo stammt, wo sie seit Jahrhunderten in Blüte steht und sich auch nach Rom verbreitet hat.

Wenn mehrere Zechgenossen in einer Osteria versammelt und die Köpfe durch übermäßiges Trinken warm geworden sind, wird manchmal von einem der Saufbrüder eine Ciccata vorge schlagen. Diejenigen, welche nicht theilnehmen wollen, machen sich eilig davon, indem sie den Schenkewirth benachrichtigen, der nun sein Möglichstes versucht, das gefährliche Spiel abzuwenden, aber hinausgejagt wird, während die Theilnehmer sich sorgfältig verbarricadiren, weil sie wissen, daß die Schirren geholt werden, um sie in ihrem Vergnügen zu stören.

Man beginnt damit, die Dauer der Ciccata zu bestimmen, welche gewöhnlich der erste Stodenschlag einer nahen Kirche beendigt. Nach dieser Verhandlung küßt jeder sein Scapulier,

¹⁾ Ueber diesen verschanzten Hügel handelt Morlot an einer frühern Stelle.

*) Ciccata, klein gehacktes Fleisch, Gehäcksel.

betet zur Madonna, und sobald das Zeichen gegeben und die Lampe ausgelöscht ist, packt er seinen Gefährten, seinen Freund und Vertrauten, zieht das Messer und fällt über den andern her, um ihn zu zerfleischen.

Eine furchtbare Stille waltet über diesen Kampf im Finstern; man hört weder einen Schrei, noch eine Wehklage: nur dumpfes Köcheln und das Klirren der Stahlklingen, welche beim Zusammenstoß Funken sprühen.

Dieses barbarische Spiel, in welchem Blutdürstige ohne Haß sich bekämpfen und umbringen aus purer Luft am Morden, hat seine Regeln, von denen nicht abgegangen werden darf. Auch ist es verboten ein Wort vorzubringen, weil kein Zwist und kein Rachegeanke nachbleiben soll, auch soll man die Stimme des Freundes nicht erkennen, der den Streich geführt hat. Wenn die Klinge bis an das Heft eingedrungen ist, darf sie nicht in der Wunde umgewendet und diese nicht erweitert werden. Die Streiche müssen mehr gegen den Unterleib, als das Gesicht, gerichtet sein, um das Messer zu schonen. Einer, der am Boden liegt, darf nicht getroffen werden, da es jedem frei steht, sich aus dem Kampfe zurückzuziehen, indem er sich in einen Winkel legt.

Ein guter Ciccatore gilt für einen tapfern, wadern Mann und wird sehr geachtet; die Mädchen begünstigen seine Werbung, die Familie rühmt sich seiner Verwandtschaft, und Jeder sucht ihn zum Freunde zu gewinnen.

Verbrennung.

Leider wiederholen sich die Fälle, daß Damen in Folge der Entzündung ihrer leichten und umfangreichen Kleider eines schrecklichen Todes sterben, noch gar zu häufig. In London ist wieder eine junge Dame, auf deren Mouffestinkleid ein Tropfen brennender Spiritus gefallen war und es augenblicklich in lichte Flammen gesetzt hatte, ein bellagenerwerthes Opfer der modernen Tracht geworden. Bei der Todtenschau hat der betreffende Beamte wieder dringend auf ein einfaches Mittel aufmerksam gemacht, durch welches derartigen Gefahren vorzubeugen ist. Eine von den drei Substanzen: phosphorsaures Ammoniak, schwefelsaures Ammoniak oder wolframsaure Soda, in die Stärke gemischt, und ein Verbrennungstod ist fast unmöglich. Kleiderstoffe, welche mit einem dieser Chemikalien präparirt worden, würden, wenn sie überhaupt Feuer annähmen, nur rauchend glimmen und in keinem Falle in Flammen aufschlagen können.

Epigrammatisches.

Gib dir sich Einer froh und heiter,
Dring' nur ihm nicht in's Herze weiter,
Denn kommst du auf des Herzens Grund,
Findest du stets eine Stelle wund.

Schön bist du wohl, mein liebes Kind,
Doch muß ich leider dir gestehen,
Daß Andere ich viel schöner find' —
Weil mehr als „schön sein“ sie verstehen.

Sie lacht nicht bei den Joten dieser Sänger?
An ihrer Unschuld zweifl' ich nun nicht länger. —
Warum, mein Freund, soll sie darüber lachen?
Das sind ihr alte, längst bekannte Sachen.